

Innere Bewegung und Metaphern der Bewegung in der Psychotherapie

VORTRAG IN LINDAU, APRIL 2006

Michael B. Buchholz
email: buchholz.mbb@t-online.de

EINFÜHRUNG: DIE PARADOXIE UND DIE METAPHER

Daß sich in unseren Psychotherapien etwas in Bewegung bringen läßt, ist eine der grundlegenden Hoffnungen. Wie sehr wir selbst in Bewegung gebracht werden, dokumentiert jede Fallbesprechung, jede Supervision. Wo wir nicht berührt werden von der Bewegtheit unserer Patienten, können wir nur „inter-venieren“, also dazwischen gehen. Wenn wir berührt sind, können wir oft nichts sagen, weil es manchmal so schwer ist, das treffende Wort zu finden. Es muß uns aus unserer eigenen Bewegtheit zugespielt werden. „Acheronta movebo“ – die Unterwelt bewegen wollte Freud, wie er im berühmten Motto der Traumdeutung festhielt. In einem 1929 geschriebenen Brief an Werner Achelis verriet er einmal, daß er dieses Motto nicht direkt von Vergil, sondern es aus einem Buch des Arbeiterführers Ferdinand Lasalle entnommen habe. Die Unterwelt, das waren die unteren sozialen Klassen. Aber Freud geht es um die untere seelische Welt, die wir heute als Emotionen ansprechen und auch in diesem Wort klingt noch etymologisch das Bewegen an; das lateinische „movere“ bedeutet ja Bewegung. Aber bringen uns die Emotionen *in* Bewegung oder *aus* der Bewegung heraus? Und sind es immer nur Emotionen, die uns bewegen? Meine These hier heißt, es sind menschliche Paradoxien, auf einem bestimmten level unauflösbar scheinende Widersprüche, die von einer Metapher artikuliert werden können. Die therapeutische Handhabung der Metapher hat die Aufgabe, die Paradoxie sichtbar und bewältigbar zu machen.

Noch eine Frage möchte ich zu klären versuchen: in welche Richtung eigentlich bewegen wir uns? Wenn wir von der „Unterwelt“ oder von der Tiefenpsychologie reden, machen wir uns eine räumlich-*vertikale* Vorstellung vom Seelischen, die gut dazu passt, wenn wir in eher *horizontaler* Vorstellung vom seelischen „Raum“ reden oder davon, daß das Gespräch einen Raum eröffnet habe – wir stellen uns das Seelische nicht selten in räumlichen Metaphern vor. Joseph Breuer, Freuds früher Mentor, hatte davor schon hellsichtig gewarnt, die Metaphern für die Sache selbst zu nehmen. Aber Freud war noch einen Schritt weiter gegangen, als er meinte, über das Seelische könne man vielleicht überhaupt nur in Metaphern reden.

Ich will nun verschiedene Aspekte des Metaphernthemas anschneiden, indem ich zunächst eine Fallgeschichte berichte und daran einige mehr theoretische Aspekte entwickle.

EIN ERSTES BEISPIEL

Eine junge anorektische Frau bemerkt um die 50. Stunde herum, in welchem ungeheuren Ausmaß sie sich nach anderen richtet. Aber sie passt sich nicht nur an, sie findet ein viel treffenderes Bild: Sie sei wie eine Muschel, die sich gegen trübes Gewässer nicht abdichten könne, sondern selbst trübe werde. Dies Bild wird durch Szenen illustriert: Ihr Mann könne beim Kartenspiel einfach nicht verlieren, es gebe viele unerfreuliche Szenen mit Freunden an Abenden, wenn er verliert. Er tobt dann und beschimpft alle. Sie habe nun begonnen, ihm günstige Karten unterzumischen, damit er nicht ausraste, weil sie einen „netten Abend“ haben wolle. Seine Unfähigkeit zu verlieren führe dazu, daß sie betrüge, also sich selbst in ihrem Streben nach moralischer Integrität trübe. Wie sehr sie die Bewertung der Anderen bei solchen Situationen fürchtet! wird ihr klar. Und ein neues Bild: Sie sei wie eine Eiskunstläuferin, die vor den Preisrichtern laufe und angstvoll auf deren Schilder starre.

Sie schweigt, ich bin vom Bildwechsel bewegt und frage sie, was ihr zur Eiskunstläuferin alles einfalle, weil ich denke, ein solches Bild müsse motiviert sein. Aber sie reagiert ganz anders: Sie assoziiert nicht, sondern erklärt das Bild immer weiter. Daß die ein Leben lang nach Höherem streben und dann in zwei Minuten alles vorbei sein könne, *ein* Ausrutscher nur reiche für den Mißerfolg. Der siebte oder achte Platz aber sei nichts! Und immer lächeln, wobei sie doch körperlich so einen Schmerz haben! Diese Anstrengung zu gefallen. Und dann die Trainer. Solange die Kamera dabei ist, lächeln die auch, aber dann werden sie streng.

Ich höre ihr etwa 10 Minuten in dieser Weise zu und bemerke dabei, wie sie Pausen macht, in denen ich aufgefordert bin, etwas zu sagen. Die Pausen dauern ungefähr 10 bis 15 Sekunden. Schließlich bemerke ich, so drehe sie jetzt auch hier in der Stunde vielleicht selbst Couch-Pirouetten, spreche, um meine Bewertung hervorzulocken. Sie lacht, „das Wort Couchpirouetten ist schön, das gefällt mir“, erwidert sie. Und nach einem Schweigen fällt ihr auf, daß sie auf meine Bemerkung erleichtert reagiert. „Als sei ich wirklich die Eiskunstläuferin, obwohl ich doch mit Eislaufen gar nichts zu tun habe“, wundert sie sich. Ich sage nun, es sei, als ob sie meine Frage danach, was ihr dazu eingefallen sei, wie eine Hand genommen habe, an der sie sich jetzt mit ihren langen Ausschmückungen dazu festgehalten habe. „Das stimmt“, erwidert sie und verfällt in Schweigen – erstmalig traut sie sich, länger zu schweigen, was sie sonst höchstens 10 Sekunden lang aushält. Das Bedürfnis nach

Objektkontrolle ist sehr groß. Jetzt aber kann sie sich lösen und sie ergreift nach ca. anderthalb Minuten das Wort mit der verwunderten Bemerkung, so lange habe sie noch nie geschwiegen. „Es ist so unendlich schwer, bei mir selbst zu bleiben, wenn jemand anders da ist“, erklärt sie und trifft damit auf meine Gedanken, die zu Winnicotts Text über die Kunst, in Gegenwart eines anderen allein zu sein, geschweift waren. Ihre Mutter habe nie die Zeit gehabt, ihre Hand zu nehmen und zu halten. Sie wuchs mit vielen Geschwistern auf. Nie hätte sie gewagt, das zu fordern oder gar, enttäuscht zu sein und die Enttäuschung vielleicht auch zu zeigen! „Bei uns hieß es immer, immer lächeln! Bloß nicht weinerlich sein! Wer heulte, hatte immer schon Unrecht!“ Ich sage nun, daß der Tränenstrom, der vielleicht mit der Enttäuschung verbunden sein könnte, deshalb zu Eiskunst gefroren sei. Und sie erwidert, immer mache sie sich hart, wenn ihr nach Weinen zumute sei. Und überlegt weiter: „Vielleicht muß ich deshalb Pirouetten drehen? Anderen immer alles geben und bin doch abhängig von deren Bewertung. Aber meine eigene Bewertung wäre ja dann, daß ich eigentlich etwas anderes erwarte.“

Nun, es brauchte viele Stunden noch, um die eingefrorenen Affekte dieser jungen Frau aufzutauen. Das elementare behandlungstechnische Problem war natürlich, daß das Eis lange gefroren bleiben musste, denn wenn es sich in flüssige Tränen verwandelte, bestand die Gefahr, dass das Austernmuschel-Selbst sich von den Trübstoffen im Gewässer verdünnern könnte. Und diese Gefahr bedeutete, daß sie in schwere suizidale Risiken kam. Die Geschichte enthält also ein Paradoxon, das man in die Formel fassen könnte: „Wenn ich hart bleibe wie Eis, bleibe ich zwar emotionslos, bin aber stark; wenn ich weich werde, löse ich mich auf und muß sterben. Entweder ich bin emotionslos und krank oder ich muß sterben. Ich habe keine Chance, wie ich es mache, ist es falsch“. Ihre Metaphern wären somit als ein Versuch anzusehen, das Paradoxon handhabbar zu machen, sich ein unverständliches Geschehen begreiflich zu machen, ein Dilemma aufzulösen.

Hier habe ich diese Geschichte und das darin eingenähte Paradoxon erzählt, weil ich verdeutlichen wollte, wie Metaphern produziert und dann im therapeutischen Dialog genutzt und analysiert werden können, um etwas in Bewegung zu bringen, was wir dann wieder nur mit einer Metapher, hier der vom Auftauen, ausdrücken können. Es scheint, daß wir vielleicht überhaupt nur in Metaphern vom Seelischen reden können.

FREUD ÜBER DIE METAPHER

Schauen wir zunächst einmal, was Freud uns über die Metapher zu sagen hat. Er war sich des Metaphernproblems außerordentlich bewußt. In seiner Schrift „Jenseits des Lustprinzips“ stellt er fest, „daß wir genötigt sind, mit den wissenschaftlichen Terminis, das heißt mit der eigenen Bildersprache der Psychologie (richtig: der Tiefenpsychologie) zu arbeiten. Sonst könnten wir die entsprechenden Vorgänge überhaupt nicht beschreiben, ja, würden sie gar nicht wahrgenommen haben.“

Ohne die Bildersprache, ohne Metaphern also könnten wir in der Tiefenpsychologie gar nicht arbeiten. Dann fügt er scheinbar hoffnungsvoll an:

„Die Mängel unserer Beschreibung würden wahrscheinlich verschwinden, wenn wir anstatt der psychologischen Termini schon die physiologischen oder chemischen einsetzen könnten.“

Auf diesen Satz haben nun viele derjenigen, die den Neurowissenschaften die Tür in die Psychotherapie öffnen wollten, ihre Hoffnungen gesetzt. Denn er liest sich ja tatsächlich so, als ginge es Freud darum, die Psychologie eines Tages naturwissenschaftlich zu grundieren und sie von den Metaphern zu befreien. Doch diesen kleinen Optimismus auf die Zukunft einer psychoanalytischen Chemie zerstört er sogleich, gleich im nächsten Satz:

„Diese gehören zwar auch nur einer Bildersprache an, aber einer uns seit längerer Zeit vertrauten und vielleicht auch einfacheren.“ (GW XIII, S. 65)

Eben – die physiologischen oder chemischen Termini gehören, soweit sie das Seelische beschreiben sollen, „auch nur einer Bildersprache an“, die wir bevorzugen, weil sie uns vertraut ist, vielleicht aber auch, weil wir sie für besonders wissenschaftlich und deshalb wertvoll halten. Wissenschaftliche Metaphern vollziehen eine Bewegung ins Vertikale, sie erhöhen – uns.

Freud aber ist hier ganz konsequent. Wir müssen uns der Metapher bedienen, solange wir über das Seelische *reden* wollen und wir tun dies in jenen Metaphern, die einer Zeit vertraut sind. Zu Freuds Zeiten waren die Metaphern des Seelischen eher noch aus der Welt des Mechanischen entnommen. Die Menschen waren „erschüttert“, eine Ausdrucksweise aus der Welt der Eisenbahnunglücke. Ihre Nerven waren zum Zerreißen „gespannt“, hier hört man noch die Welt der Seile und Drahtwinden, aber auch die Untersuchungen des Muskels und seiner Antagonisten. Freud steht genau am Übergang in die Welt des Elektrischen. Bewegung auch im Seelischen wird ihm nicht mehr nur durch die mechanischen Metaphern von Stoß und Spannung angezeigt, sondern auch durch die Übertragung – nämlich von elektrischen

Impulsen im Nervensystem (Radkau 1998). Freud weiß noch nicht, wie die Neuronen funktionieren, kennt die Erregungsleitung der Synapsen im Detail noch nicht, aber er ahnt und sieht manches voraus – und weiß gleichzeitig, daß dieses sich rasant entwickelnde Feld der Neurowissenschaften für das Seelische nur einen weiteren Bildspender abgibt, um auf eine für die Zeitgenossen neue Art und Weise über das Seelische sprechen zu können. Über das Seelische zu *sprechen*, dessen ist er sich immer bewußt, ist jedoch etwas ganz anderes, als das Seelische selbst; hier ist seine zentrale Aussage, es sei und bleibe eben unbewußt. Eine Theorie des Unbewußten ist deshalb ein Versuch, für das Seelische Metaphern zu schaffen, mittels derer über das Seelische gesprochen werden kann. Deshalb greift Freud auf zahlreiche Metaphern zurück, weil ihm nur so die Vielfalt des Seelischen überhaupt artikuliert werden kann. Diese resignierte Einsicht war schon ein Jahrhundert früher durch Schiller in seinem berühmten Dystichon ausgedrückt worden: „*Spricht* die Seele, so spricht, ach!, schon die *Seele* nicht mehr“. Ja man kann sagen, es hatte die Zeitgenossen geschockt, daß sie erkennen mussten, wie unmöglich es geradezu ist, das Seelische *direkt* mitzuteilen – und wie groß dennoch die Sehnsucht danach. Dieses Paradoxon erleben junge Leute deutlich, wenn sie ihre seelische Bewegung in dem Satz „Ich liebe Dich“ mitteilen wollen; dann wissen sie genau, das ist ein abgedroschenes Zitat und deshalb sagt es nicht das, was sie fühlen. Sie müssen also nach anderen Mitteln suchen und sie finden – Metaphern, verbale, szenisch gestaltete und gegenständliche Metaphern. Und sie erwarten, daß die Andere vernimmt, was Jenseits der Metapher liegt und doch nur durch die Metapher hindurch gesagt werden kann. Die Metapher ist eine sprachliche Figur, die beständig auf etwas hinweist, was Jenseits ihrer selbst liegt. Das macht ihren Reiz aus, das gibt ihr aber auch mächtige verführerische Energien, wie wir insbesondere aus der politischen Rhetorik gelernt haben.

Es kommt deshalb nicht nur darauf an, Metaphern zu benutzen, sondern auch, sie zu analysieren. Analysieren heißt v.a., zu verstehen, worauf die Metapher verweist, heißt weiter zu verstehen, was eine Metapher *nicht* artikuliert. Wir kommen, insbesondere im Bereich der Psychotherapie, ohne die Metapher nicht aus. Die Metapher hat eigene Rationalitätspotentiale, die nicht vom Logos abgedeckt werden. Der Versuch, der Verführungsenergie der Metapher Herr zu werden, indem man sich nur auf das Begriffliche bezieht, ist eine deutliche Abwehr; die Alternative zur Metapher ist nicht der Begriff, sondern die alternative Metapher (Debatin 1995). Die Metapher ist die Lösung für eine Kommunikation, die gleichsam um ihre eigene Not weiß: daß sie das Meer des Seelischen nie vollständig erschöpfen können.

Deshalb sieht Freud es als seine Aufgabe an, mithilfe der Theorie eine „Verbildlichung für das Unbekannte“ zu suchen (GW VI, 165; siehe die ganz ähnliche Formulierung in der

„Traumdeutung“, GW II/III, 541). Seine außerordentliche methodische Bewusstheit des Metaphernproblems formuliert er in der „Laienanalyse“:

„In der Psychologie können wir nur mit Hilfe von Vergleichen beschreiben. Das ist nichts Besonderes, es ist auch anderwärts so. Aber wir müssen diese Vergleiche auch immer wieder wechseln, keiner hält uns lange genug aus“ (GW XIV, 222)

Nicht also nach dem Begriff zu suchen, schlägt Freud vor, sondern die Metapher zu wechseln, wenn sie uns nicht, wenn wir sie nicht mehr aushalten. Ich werde gleich Beispiele dafür bringen, daß tatsächlich viele unserer menschlichen Themen mit sehr verschiedenen Metaphern bewegt werden.

Ist das nun ein individueller Spleen von Freud? Alle anderen denken logisch-begrifflich, nur er bildhaft-metaphorisch? Es gibt immer noch einige Leute, die das so sehen. Die meisten aber haben mittlerweile anerkannt, daß der Metaphorik eine grundlegende, weltbildkonstituierende Funktion zukommt. Als eine der Stimmen, die sich hier klar geäußert haben, will ich den systemischen Anthropologen Gregory Bateson zitieren, der seinerseits das psychotherapeutische Feld bekanntlich nachhaltig beeinflusst hat. Er schreibt: „..., daß Metaphorik nicht bloß nette Poesie ist, sie ist nicht entweder gute oder schlechte Logik, sondern sie ist in der Tat die Logik, auf der die biologische Welt gebaut ist, das Hauptcharakteristikum und der organisierende Leim dieser Welt geistiger Prozesse...“ (Bateson 1993, S. 50). Geistige Prozesse und die biologische Welt werden hier zusammengedacht, was in sich interessant genug wäre, um dem nachzugehen.

KOGNITIVE LINGUISTIK

Ich möchte aber noch eine andere Spur verfolgen, nämlich die Entwicklungen in der sog. kognitiven Linguistik, die uns die Unterscheidung zwischen manifesten und konzeptuellen Metaphern beschert hat, eine Unterscheidung, die weitreichende Folgen hat. Bisher konnte man Metaphern deshalb als bloße Ornamentik ansehen, weil man gleich an die Poesie dachte und die dachte man sich von der Wissenschaft weit entfernt, eine Angelegenheit für die abendliche mentale Lehnstuhlentspannungsatmosphäre, nicht jedoch für den angestregten Ernst wirklicher wissenschaftlicher Arbeit. Für diese Art von manifesten Metaphern erspare ich mir Beispiele und will Ihnen lieber gleich ein paar Beispiele für konzeptuelle Metaphern zeigen.

KONZEPTUELLE METAPHERN

Eine solche Metapher formuliert ein Konzept, das hintergründig unser Denken und Handeln steuert. Ein Beispiel ist die Metapher AUSEINANDERSETZUNG IST KRIEG. Wir sagen in unseren Debatten beispielsweise Sätze wie: „Ich habe ihm das Wasser abgegraben. Er musste seine Positionen räumen. Sie gab sich schließlich geschlagen. Ihre Argumente verfangen nicht. Mit dem, was er vortrug, konnte er kaum Verbündete finden“ usw. Alle diese Sätze artikulieren das Konzept AUSEINANDERSETZUNG IST KRIEG. Wenn wir es *verwenden*, ist das Konzept deskriptiv unbewußt. Wenn wir es formulieren, können wir es uns bewußt machen. *Ist* Auseinandersetzung denn tatsächlich Krieg? Die Antwort ist natürlich nein, aber daß wir Auseinandersetzung handelnd oft so konzipieren, wird deutlich, wenn wir Alternativen für Dasselbe haben. Es gibt auch die Metapher AUSEINANDERSETZUNG IST EIN TANZ. Manchmal kann man so etwas sehen, aber es ist leider selten. Mit einer solchen Metapher akzentuieren wir die kooperativen Aspekte der Auseinandersetzung. Diese werden von der Kriegsmetapher ausgeblendet. Sie verstehen jetzt, was ich gemeint habe, als ich davon sprach, daß die Alternative zur Metapher die alternative Metapher ist. Niemand nämlich könnte sagen, was eine Auseinandersetzung im Sinne von Tatsachen, tatsächlich also, ist. Weil das niemand sagen kann, benutzen wir inszenierend solche Metaphern.

Lernen läßt sich daraus, daß eine Metapher einen bildempfangenden Bereich hat, das ist hier das Wort Auseinandersetzung. Auf diesen Bildempfänger wird gleichsam das Konzept darauf projiziert, das ist der Vorgang der metaphorischen Projektion. Er speist sich aus einem Bildspender, das ist hier der Streit bzw. der Tanz. Die metaphorische Projektion bewirkt, dass wir dasselbe, nämlich die Auseinandersetzung oft unbemerkt mit ganz verschiedenen Bildgebungen versehen.

Stellen Sie sich mal ein anderes Beispiel vor. Ein Mann sieht die Beziehung zu seiner Frau gemäß dem Bürgerlichen Gesetzbuch mittels der konzeptuellen Metapher MEINE EHE IST EIN ÖKONOMISCHES UNTERNEHMEN. Und was wird entstehen, wenn seine Frau eine andere Bildgebung vornimmt, etwa DIE EHE IST EINE SPIRITUELLE REISE? Die Ehe ist hier derselbe Bildempfänger, aber er wird mit höchst unterschiedlichen Bildspendern besetzt. Das ist sehr folgenreich. Dieselben Ereignisse werden von diesen konzeptuellen Metaphern in höchst unterschiedlicher Weise gerahmt werden, es wird unterschiedliche Wertungen und höchst divergierende Stellungnahmen geben. Die Klärung der konzeptuellen Metaphern könnte also durchaus von therapeutischem Wert sein. Aber kann man festlegen, was eine EHE *wirklich* ist? Sozusagen jenseits der metaphorischen Projektion? Die Antwort ist, daß es zentrale Themen des menschlichen Lebens gibt, die nicht ohne Metaphern gedacht

werden können – und denken heißt hier soviel wie imaginieren, ausphantasieren, ausmalen. Denken und imaginieren fallen hier zusammen.

Hier eine kleine, unvollständige Sammlung von konzeptuellen Metaphern emotionaler Bewegung in unserer Kultur:

BEWEGUNG IST HITZE IN EINEM KÖRPER: Mir wird ganz warm. Cool down, mein Lieber. Das regt mich so auf, ich muß mich erst mal abkühlen. Sie ist ein heißes Gerät/eine heiße Mutter. Frigide. Ihre Worte liessen meine Temperatur steigen. Das Unbewußte ist ein Dampfkessel der Erregungen. Eine alte Flamme. Er brannte vor Begierde. Sie schmolz hin.

BEWEGUNG IST HORIZONTAL: Einen Schritt auf jemanden zu machen. Sich in Distanz begeben. Nah sein, jemanden umarmen. Nicht vorankommen können. Ich stecke fest. Sie floh vor seinen Avancen. Seine Worte drangen auf mich ein. Sie konnte zu ihm nicht durchkommen.

BEWEGUNG IST VERTIKAL: Aufspringen vor Zorn oder aus Freude. Das Herz hüpfte vor Wonne. Wer wird denn gleich in die Luft gehen? Wenn Du weiter nach oben willst, musst Du Dich noch anstrengen. Arbeitslosigkeit zieht einen runter.

BEWEGUNG IST EIN KREIS: Jetzt sind wir wieder an dem gleichen Punkt in unserem Gespräch. Plus ca change, plus c'est la meme chose. Alles kehrt wieder. Ich habe Angst, daß ich in der neuen Beziehung das gleiche mache wie in der alten. Wiederholungszwang. Gute Zeiten, schlechte Zeiten. Immer nach 6 Wochen zeigen sich Verliebte ihr Alltagsgesicht. Vor meinen Tagen bin ich immer so nervös.

BEWEGUNG IST EINE WELLE: Du solltest Deine Gefühle dämpfen. Dies ewige Auf und Ab. Stimmungsschwankungen. Ich gerate in Wallungen. Er ist gerade in einer manischen Phase. Bipolare Störungen. Im Gespräch fanden wir die gleiche Tonlage. Ein Wort gab das andere, wir waren in einem guten Rhythmus. Stimmungen. Sich einschwingen.

BEWEGUNG IST EINE KRAFT: Laß Dich von Deinen Gefühlen mal treiben. Löse Dich mal von Deinen Gefühlen. Gefühle stecken an. Mußt Du gleich mit der Tür ins Haus fallen? Er war so erregt, daß 5 Pfleger ihn kaum bändigen konnten. Sie ist im Bett eine Tigerin. Ich bin ganz wild auf sie. Liebe ist stärker als der Tod. Wir wurden zueinander hingezogen. Du turnst mich an. Mein Motor läuft, Baby. Triebtäter. Ihre Schönheit wirft einen um.

BEWEGUNG IST VERBINDUNG: Ich muß dauernd an sie denken. Er ist mir nah, auch wenn er nicht da ist. Immer noch höre ich ihre Stimme. Er konnte seine Gefühle nicht abschalten. Funken sprangen über vom ersten Augenblick an. Die Trennung tat sehr weh.

Könnte irgendjemand sagen, was emotionale Bewegung jenseits dieser – oder zahlloser anderer - Metaphern wirklich sei? Ich glaube, das wäre unmöglich und in diesem Sinne habe ich davon gesprochen, daß das Seelische keine Angelegenheit von Tatsachen sei; es ist eine Angelegenheit der Bilder, die wir unbewußt auf solche Bildempfänger projizieren. Aber wir können sehen, wie wir emotionale Bewegung nach dem Vorbild der körperlichen Bewegung in einem Raum artikulieren und wir können weiter sehen, welche impliziten Wertungen damit verbunden sind. Was unten ist, ist fast immer ebenso negativ wie das, was distant oder das, was zuviel ist. Und wir können weiter sehen, daß diese Metaphern mit anderen kulturellen

Standardbildgebungen kohärent sind. Dazu gehört, daß die Bewegung in einem Zeit-Raum vorgestellt wird.

Wie eigentlich kommen diese Bilder in unser Sprechen? Welche Bewegung ist da im Spiel? Es ist dies die Frage nach der mentalen Kinetik, wie ich das im Anschluß an Daniel Stern (2004) einmal nennen möchte. Die These heißt hier, daß die körperliche Choreographie sich in die sprachliche Dimension hinein verlängert; die sprachliche Kinetik hat ihr Fundament in der körperlichen und in der interaktiven Bewegung mit Anderen. Das ist die Erfahrung, die wir alle als Babies haben. Die Erfahrung des Körperlichen verlängert sich ins Seelische und ins interaktiv Geteilte hinein. Es wird die Basis eines partizipativen Wissens, eines Wissens aus der Teilhabe, nicht aus der Verfügung.

MENTALE KINETIK

Lassen Sie mich wieder ein Fallbeispiel geben, es ist eine gleichsam alltägliche Praxiserfahrung. Ich bemerke im Gespräch mit einer Patientin, wie sie mit schöner Regelmäßigkeit auf jede Bemerkung von mir mit einem Themenwechsel reagiert. Gleichzeitig fällt mir auf, daß ich das lustig und ärgerlich zugleich finde: Ich kriege sie gleichsam nicht zu fassen und zugleich muß ich die Eleganz bewundern, mit der sie das hinbekommt. Außerdem vergesse ich beinah, was ich selbst gesagt habe; ich muß mich beinah anstrengen, das selbst Gesagte zu erinnern. Als ich das schließlich geschafft habe, spreche ich das an und benutze eine Formulierung, in der das Wort „ausweichen“ vorkommt, also etwas in der Art, daß sie meinen Bemerkungen ausweicht. Sie lacht und reagiert sofort: Zuhause hätte das einen Namen gehabt: „Hakenschlagen“. Diesmal finde ich also Resonanz, stelle ich erstaunt fest, ein Erstaunen, das sie mir wohl ansieht und dann erläutert: Wenn sie als kleines Mädchen etwas ausgefressen hatte – dem Vater z.B. die Zeitung versteckte oder seine Hausschuhe - und ihr Vater bemerkte das, fing er spielerisch an, mir ihr zu schimpfen und wollte sie fangen. Sie rannte weg, im Einfamilienhaus die Treppe nach oben und wenn sie es schaffte, in ihrem Zimmer anzukommen und die Tür ihm vor der Nase zuzuschlagen, hatte sie gewonnen. Der Vater musste lachend aufgeben und sich wieder nach unten trollen. Irgendwann habe ich natürlich, wie es sich für einen Freudianischen Psychoanalytiker gehört, die ödipale Deutung, sie sei Vaters Häschen gewesen, nicht unterdrücken können – aber das ist nicht der Gedankenfaden, den ich hier nun aufnehmen will.

Mich fasziniert vielmehr die gleiche Bewegung. Einmal geht es um ein Ausweichen in der kommunikativen Situation mit mir, dann aber geht es um eine körperliche Bewegung mit dem Vater. Die Gestalt beider Situationen ist gleich: Es geht um eine Art Jagd, um ein

Hakenschlagen in beiden Situationen, um ähnliche Gefühlsmischungen von Vergnügen und Angstlust, um ein lustiges und zugleich etwas ärgerndes Spiel. Es geht um ein Zweipersonenspiel, es geht ums lustvolle Entkommen – einmal dem Vater, das andere mal den Bemerkungen des Therapeuten. Es geht um das Vergnügen an der Deutung und das väterliche Ablassen von der Jagd. Wo dem Vater die Tür vor der Nase zugeschlagen wird, wird in der therapeutischen Stunde das Thema gewechselt und dafür gesorgt, daß der Therapeut beinahe vergisst, was er gerade gesagt hatte.

Deutlich läßt sich eine Paradoxie auch hier erkennen: Eine Niederlage (gefangen zu werden) wäre zugleich ein Sieg; der Sieg, dem Jäger zu entkommen, ist zugleich eine Niederlage, weil das schöne Spiel ja dann zu Ende ist. Das Häschen zu fangen, der Erfolg bei der Jagd also, wäre auch für den Jäger zugleich ein Misserfolg bei der Fortsetzung des Vergnügens. Mehrere Rahmungen konfliktieren hier. Sie können als konzeptuelle Metaphern formuliert werden: DIE BEZIEHUNG IST EIN SPIEL. DAS SPIEL IST EINE JAGD. DAS SPIEL IST EIN LIEBESSPIEL (zwischen Vater/Tochter). DIE THERAPIE IST EIN VATER-TOCHTER-SPIEL. Mit dieser letzten Rahmungsformulierung hätten wir das in metaphorische Worte gefasst, was die Psychoanalyse eine Übertragung nennt. Das ganze körperliche Geschehen wird hier metaphorisch in die Kommunikation projiziert.

Aber, man soll die Unterschiede auch nicht übersehen. Die eine Szene spielte sich bewegend körperlich ab, die andere in aller Ruhe im therapeutischen Behandlungszimmer. Was zwischen beiden vermittelt, ist die metaphorische Projektion, an ihr entlang geschieht die mentale Kinetik. Deshalb geht es in beiden Szenen darum, daß eine Niederlage bei der Jagd zugleich ein Sieg beim gemeinsamen Spiel ist, daß gleichgültig bleibt, wer siegt oder wer verliert – das Spiel selbst gewinnt.

Was in der einen Szene körperliche Bewegung ist, hat in der anderen eine genaue Entsprechung, aber in einem anderen Medium, im Medium der Kommunikation. Die körperliche Kinetik dient als Bildspender für die mentale. Zwischen beiden gibt es eine metaphorische Projektion – aber wie eigentlich kann man sich das genau vorstellen?

DIE KOGNITIVE LINGUISTIK UND DIE KÖRPERSCHEMATA

Die kognitive Linguistik, der wir die avancierteste Theorie der Metapher verdanken, macht hier nun ein höchst interessantes Theorieangebot. Sie nimmt an, daß es dynamische, aber abstrakte Schemata gibt, mittels derer wir unsere Erfahrungen von Kindheit an organisieren. Diese Schemata sind körperlich verankert, also weit vor aller Sprachlichkeit. Ich nenne ein paar davon, um das anschaulich zu machen.

Das PFAD-SCHEMA besteht aus drei Komponenten: einem Ausgangs- und einem Zielpunkt sowie einem Weg dazwischen. Schon wenn wir als Kinder mühsam zu dem Ball vor uns hingekrabbelt sind, so der Philosoph Mark Johnson (1987), müssen wir einen Weg zwischen Ausgang und Ziel zurücklegen. Auf diese Weise sehen wir buchstäblich etwas vor uns, das zu erreichen wir uns dann vornehmen können; das deutsche Wort „Vor-haben“ gibt das genau wieder. Der Körper muß bewegt werden, die Augen sehen das Ziel und den Weg dazwischen. So sagen wir dann auch metaphorisch, daß wir in der Tagesordnung zum nächsten Punkt übergehen, wir sprechen davon, auf einem Standpunkt zu „stehen“ (uns also gerade nicht zu bewegen) und wir betrachten die Analyse als „via regia“, Königsweg zum Unbewußten. Die Bewegung ist aber nicht nur horizontal, sondern durchaus auch vertikal, etwa wenn wir davon sprechen, daß wir auf eine höhere Ebene einer Theorie übergehen oder zwischen den Ebenen wechseln. Ganz nebenbei kann man dabei bemerken, wie das Schema eine konzeptuelle Metapher THEORIEN SIND GEBÄUDE hervorbringt.

Die Richtung spielt durchaus eine Rolle. Als Kinder schon sehen wir, wie der Flüssigkeitsspiegel im Glas steigt, wenn uns die Mutter Milch nachfüllt. Wir machen die Erfahrung, größer zu werden, wenn wir uns aufrichten. Wir erleben, daß größere Menschen, Erwachsene, mehr zu sagen haben. Kurz, wir bilden eine konzeptuelle Metapher OBEN IST MEHR. Sie hilft uns schließlich zu verstehen, was sozialer „Aufstieg“ ist und sie macht verständlich, was der Nachrichtensprecher meint, wenn er mitteilt: „Der Dollarkurs steigt“. Wir könnten die Prägnanz einer solchen Formulierung wohl kaum in einer metaphernfreien Wendung ausdrücken. Wenn oben „Mehr“ ist und dies auf sinnlicher Erfahrung aufruht, dann werden auch die genannten Wertungen verständlich. In allen Kulturen finden wir depressive Stimmungen mit Orientierungspartikeln, die nach „unten“ verweisen, ausgedrückt; positive Stimmungen gehen immer nach „oben“.

Daß wir beim Krabbeln Kraft aufwenden müssen, wird im KRAFT-SCHEMA angenommen, welches uns bereits weit vor dem Spracherwerb das Kausalitätsprinzip verdeutlicht. Wenn wir den Ball erreichen wollen, müssen wir Kraft aufwenden; stoßen wir an den Ball, nimmt dieser die kinetische Energie auf und rollt von uns weg. Aber die Kraft spüren wir auch im Körper als Kraft des Magendrucks oder des Hungers. Auf unserem Weg liegen manchmal Hindernisse herum, die wir mit Kraftaufwand beseitigen müssen. Das Modalverb „müssen“ ist es dann, was in vielen sprachlichen Konstruktionen genau diesen Kraftaufwand ausdrückt. Wir sagen dann z.B. „Ich muß dort und dort pünktlich sein“ und artikulieren damit eine Kraft des normativen Zwangs, die es nicht erlaubt, unpünktlich zu sein. Wir sagen: „Ich kann die Arbeit nicht bis morgen fertig machen“ und artikulieren mit dem Modalverb „können“ unsere eigene

Kraft, der aber ein Hindernis entgegensteht, das mit der Negation ausgedrückt wird. Wenn der Standesbeamte nach den Zeremonien sagt: „Sie dürfen jetzt die Braut küssen“, zeigt er die Beseitigung des Hindernisses an. Die fehlerhafte Verwendung dieser Modalverben kann als Indiz für Abwehrprozesse genommen werden, etwa wenn eine Kindergärtnerin in vollem Ernst zu den Vierjährigen sagen würde: „Ihr dürft jetzt aufräumen“ würden wir uns wundern, weil sie so tut, als räume sie ein Hindernis weg, zu dem die Kraft des kindlichen Aufräumwillens schon immer dränge. Das aber würden wir als Verkennung der kindlichen Realität auffassen und meinen, hier handele es sich um einen Akt der Mystifizierung. Dass es tatsächlich diese Modalverben sind, die das Schema indizieren, kann man in detaillierten sprechakttheoretischen Analysen zeigen, womit ich mich hier nicht aufhalten möchte. Lieber noch ein paar weitere Schemata.

Das CONTAINER-SCHEMA spielt eine große Rolle bei der Organisation unserer Wahrnehmung. Der Säugling liegt in einem Bett, das Bett steht in einem Zimmer, das Zimmer ist Teil des Hauses. Dieses Prinzip der Verschachtelung wird durch die Präposition „in“ ausgedrückt und wir können jetzt sogar sehen, daß dieses Präposition metaphorischen, bildhaften Charakter annehmen kann. Achten Sie einmal auf den Unterschied bei den folgenden beiden Sätzen: „Peter arbeitet in der Zeitung“ und „Peters Artikel erschien in der Zeitung“. Beide Male sehen wir einen Raum vor uns. Einmal als ein reales Gebäude, in das man zum Arbeiten geht. Das andere Mal als einen symbolischen Raum. Die Räume sind Container. So benutzen wir diese Präposition auch, wenn wir sagen, dass wir jemanden „in“ den Blick nehmen oder umgekehrt, wenn wir uns ein Thema „aus“ dem Kopf schlagen. Immer sind es gedankliche Räume, in die wir etwas hineingeben oder herausnehmen. Im Deutschen ist es häufiger die Vorsilbe „ent-“, die auf den gedanklichen Container verweist, etwa wenn wir sagen, daß wir den Worten eines anderen etwas „ent-nehmen“. Die Worte sind dann der Container, der einen Inhalt transportiert.

Solche imaginativen Räume heißen in der Schematheorie der kognitiven Linguistik Container und dieser Begriff wird dort verwendet, als wären die kognitiven Linguisten Bion-Anhänger (von dem sie in Wirklichkeit nichts wissen und den sie auch nicht zitieren). Die Nähe in der Sache wird noch überzeugender, wenn wir erkennen, dass das genannte Verschachtelungsprinzip in der mathematischen Inklusionslogik dann abstrakt formuliert wird: wenn $a < b$ und $b < c$, dann ist $a < c$. Das Zimmer ist kleiner als das Haus, das Bett kleiner als das Zimmer und das Baby kleiner als das Bett. Lakoff und Nunez haben (2001) ein wunderbares Buch „Where Mathematics comes from“ geschrieben, in welchem sie auf die schönste Weise erläutern, daß die Mathematik just solche Erfahrungen artikuliert, lediglich auf

eine abstrakte Weise. Man versteht dann sogar, was man in der Schule nie begriffen hat! Daß die Mathematik ohne Metaphern gar nicht auskommt, verraten einem exzellente Mathematiker wie der Vorsitzende der Weizsäcker-Gesellschaft, Thomas Görnitz, gerne im Gespräch; woher sollen solche Worte wie „Schenkel“ eines Dreiecks denn auch kommen? Schon vor George Lakoff erklärte Whitehead, wie wir zur Vorstellung eines mathematischen Punktes gelangen, mit dem Hinweis auf die Alltagserfahrung: Man müsse nur an die russische Puppe denken, in der eine Puppe ist, in der eine Puppe ist oder an ein set von Töpfen, worin ein kleinerer Topf ist, in dem ein kleinerer Topf ist usw. bis ins unendlich Kleine. Denkt man diese Vorstellung zu Ende, erhält man den mathematischen Punkt - mit Position, aber ohne Ausdehnung. Diese Art uns die Dinge zu erklären, ist eigentlich Alltagsart, so erläutern Mütter ihren Kindern die Welt – aber umso beruhigender finde ich es, wenn mir die Dinge so von einem Philosophen erläutert werden und ich seine Erklärung hier benutzen kann.

Das ZENTRUM-PERIPHERIE-SCHEMA spielt bei der Wahrnehmung und bei der Identitätskonstruktion eine große Rolle. Im Sommer ist der Baum grün und voller Blätter, er wirkt füllig. Im Winter sind die Blätter abgefallen, er wirkt karg; dennoch sehen wir ihn als identischen Baum. Was, wenn man sich nun gedanklich vorstellen wollte, jemand würde die Äste Stück für Stück absägen – ab welchem Punkt würden wir sagen, wir erkennen den Baum nicht mehr? Das ist die Grenze zwischen Zentrum und Peripherie. Vergleichbare Erlebnisse haben manche Kinder beim Haarschneiden. Wenn Haare abgeschnitten werden, taucht die Frage und die Angst auf: wann wird die Grenze überschritten, dass nicht nur Peripheres, sondern Zentrales berührt wäre? Ein Sonderfall dieser Angst wäre dann das, was in der Psychoanalyse als Kastrationsangst thematisch geworden ist. Ein Sonderfall ist es deshalb, weil wir auch im allgemeinen Sprechen dies Schema beständig verwenden. Wir sagen beispielsweise, wenn dieser oder jener Punkt in einer Theorie revidiert werden müsse, sei das peripher und berühre nicht deren Zentrum. Wir meinen dann, die Theorie als ganze könne so erhalten bleiben wie jener Baum, dem im Winter die Blätter abfallen. Auch gibt es den Ausdruck des Kernselbst und in der älteren Theorie den der Kern-Neurose. Auch in einem ganz und gar begrifflichen Raum also verwenden wir das Schema. Das sinnlich-körperliche Schema wird ins Abstrakte projiziert.

Und schließlich möchte ich noch das Link-Schema nennen. Als wäre er ein Psychoanalytiker schreibt der Philosoph Johnson (1987, S. 117):

„Without links, we could neither be nor be human. We come into existence tethered to our biological mothers by umbilical cords that nourish and sustain us. But this merely physical linking is never the full story of humanity, which requires a certain nonphysical linking to our

parents, our siblings, and our society as a whole. The severing of the umbilical cord launches us into an ongoing process of linking, bonding, and connecting that gives us our identity.”

Mit anderen Menschen verbunden zu sein, so wird hier umstandslos in guter psychoanalytischer Manier erläutert, leitet sich aus der Nabelschnur-Verbundenheit mit unseren biologischen Müttern ab – und kann dann weiter projiziert werden in abstraktere Verbundenheiten mit Liebespartnern, körperlich nicht Anwesenden, in Verbindungen von Gedanken etc. Im Japanischen wird die Kopula „wa“ als link gedacht: „watashi wa buchholz-des“ (Mein Name ist Buchholz; wörtlich „Ich verbunden mit dem Namen Buchholz“); diese Kultur akzentuiert das Link-Schema stärker, als es westliche Kulturen im allgemeinen tun. Links gibt es konditional als „wenn-dann“-Verbindungen, es gibt sie in der Zeit, mit anderen Menschen oder Themen oder Sachen; sie werden häufig, aber nicht immer, mit der Präposition „mit“ artikuliert. Wenn jemand sagt: „Ich muß immer mit Musik einschlafen“ dann können wir jetzt das Kraft-Schema hören und zugleich das Link-Schema. Es gibt gleichsam eine Kraft, die jemanden nötigt, sich mit der Musik zum Einschlafen zu verbinden.

Die kognitive Linguistik betrachtet solche Schemata als die sinnlich-körperliche Basis der Erfahrungsorganisation und zahllose Untersuchungen haben mittlerweile belegen können, daß das in den verschiedensten Kulturen der Fall ist. Die Kulturen unterscheiden sich darin, wie das kleine japanische Beispiel zeigt, welche Schemata sie bevorzugen. Die körperliche Basis der Schemata ist ein universelles Humanum, das uns zugleich ermöglicht, uns mit Menschen auch höchst fremder Kulturen zu verständigen (Holenstein 1980, 1994). Daß wir körperlich bestimmt sind, hatte Freud in seinem Satz, daß das Ich vor allem ein körperliches sei, noch eher programmatisch formuliert; hier bieten sich nun Möglichkeiten an, ein solches Programm auszuarbeiten.

Wie sehr wir körperlich bestimmt sind, zeigt ein letztes Schema, das der BALANCE. Ohne die Fähigkeit zur körperlichen Balance nämlich würden wir das Gehen nicht lernen und wer das Fahrradfahren durch Erläuterung physikalischer Gesetze von der schiefen Ebene und der Gravitation lernen wollte – also durch repräsentationales Wissen -, konnte es wohl nie. Aber wir projizieren dieses Schema in sehr weitgefächerter Differenzierung in unsere Beschreibungen von Beziehungen, in mathematische Gleichungen (die wir am besten wie eine Waage verstehen) oder wenn wir von der „Ausgewogenheit“ eines Arguments oder einer Darstellung sprechen. Und interessant ist, daß unsere nächsten menschlichen Vorläufer, Gibbon-Affen, die in individualisierten Zweierbeziehungen leben und ihr Territorium durch Gesang markieren und den Gesang auf eine höchst individuelle Art zur Aufrechterhaltung von Bindung über Entfernungen hinweg nutzen, sich meist aufrichten, wenn sie „singend“

ihre Bindungskonversationen beginnen; auch das ein Beispiel für das Balance-Schema. Es macht einen guten evolutionären Sinn, wenn das Gleichgewichtsorgan mit dem Hörorgan zusammen untergebracht ist. Hier entspringt unser Sinn für das „Gewicht“ einer Persönlichkeit, für die „Schwere“ einer Störung, für den interaktiven „Stoß“ (Kraftschema), der uns aus dem Gleichgewicht bringt.

In der gesamten Psychotherapie läßt sich ja ein Trend beobachten, der das Sprachliche als weniger wichtig einschätzen will als das Körperliche oder das Bewegend-Emotionale. Hier wird nun deutlich, daß das ein Gegensatz ist, der in dieser Schärfe gar nicht aufrechterhalten werden kann. Sprechen ist ganz offenbar nicht etwas, was sich in den Gegensatz zum Körperlichen begibt, sondern eher das Körperliche aufnimmt und verlängert und es würde sich wahrscheinlich lohnen, anzuerkennen, dass Sprache unser hauptsächlich therapeutisches Instrumentarium darstellt. Dann könnten wir vielleicht auch dazu kommen, die frühen Erfahrungen mittels der Sprache zu erreichen. Sprache jedenfalls ist nicht ein Repräsentationssystem.

Ich will als Beispiel für diese Auffassung nur den Direktor des Instituts für evolutionäre Anthropologie, Michael Tomasello, nennen, der sich eine neue Theorie des Spracherwerbes ebenfalls aus Erfahrungen wie der folgenden vorstellt: Ein Kind nimmt sich einen Schlüsselbund und sagt dazu „brumm“. Es kreierte handelnd eine Metapher DER SCHLÜSSELBUND IST EIN AUTO. Die Mutter geht nun aber nicht her und erklärt dem Kind seinen falschen Sprachgebrauch; vielmehr nimmt sie einen Bleistift und bewegt ihn so, daß dem Kind klar wird: sie spielt mit. Die Mutter antwortet also mit einer anderen Metapher DER BLEISTIFT IST EIN FUSSGÄNGER. Ein Spiel kann beginnen, weit vor aller sprachlichen Artikulation. Das kleine paradoxe Wunder ist, dass beide gleichsam in einem falschen Sprachgebrauch feststecken, und das Kind es irgendwann dennoch richtig lernt. Aber das ist ja nur solange falsch, als man Sprache als System der Repräsentation auffasst. Sprechen ist aber weit mehr Bestandteil einer gemeinsamen interaktiven und kulturellen Praxis, in die sich die Bewegungen und Schemata des Körpers mit unterschiedlichen Akzentuierungen einschreiben.

Ich habe jetzt die Voraussetzungen geschaffen, um mich weiteren Fallbeispielen zuwenden zu können, die nun mit den beschriebenen Mitteln der konzeptuellen Metapher, der mentalen Kinetik und den Schemata analysiert werden können. Wenn man sich mit diesen Dingen beschäftigt, wird ein neues therapeutisches Zuhören möglich. Der therapeutische Fortschritt ermisst sich dann z.B. daran, daß ein Patient am Anfang sagt: „Meine Angstattacken kommen immer völlig unerwartet auf mich zu“ und, so redend, die Attacken behandelt, als wären sie

eine metaphorische Kavallerie. Davor muß man tatsächlich Angst haben, sich also fliehend bewegen. Seine konzeptuelle Metapher lautet DIE ANGST IST EIN ANGRIFF. Aber wenn er nach einigen therapeutischen Sitzungen sagen kann, „ich *mache* mir Angst, um diese oder jene Aufgabe nicht zu erfüllen“, dann sehen wir deutlich den Fortschritt. Die Behandlung hat ihn zur Preisgabe des Krankheitsgewinns und damit zu einer emotionalen Position bewegt, von der aus ihm die Angst nicht mehr als angreifende Person erscheint, sondern als ein selbstgebautes Hindernis der eigenen Kraft.

FALLBEISPIELE

Nun ein etwas längeres Fallbeispiel für die beschriebene mentale Kinetik. Wir werden sehen, es ist nicht nur der Körper und die Interaktion, es sind auch die lebensgeschichtlichen Paradoxien des Subjekts, das träumend die mentale Kinetik in Bewegung bringt.

Ein naturwissenschaftlich ausgebildeter Patient hat die Analyse gesucht, weil er nichts mehr fühlen könne. An allem sei er unbeteiligt, nichts berühre ihn wirklich. Selten berichtet er Träume, aber wenn er einen Traum erinnert, ist dieser erstaunlich gehaltvoll. Ab der 150. Stunde beginnt eine Traumserie. Er sieht sich in einem Traum auf einem Sprungbrett wie im Schwimmbad, er sollte springen, aber er weiß nicht, ist es unten tief oder flach?

Am Tag zuvor war er mit seinem 8-jährigen Sohn im Schwimmbad gewesen, ihm hatte er das Springen vom Einer-Brett beigebracht. Stolz war der kleine Mann nach Hause gekommen. In der Analyse fällt meinem Patienten zu Sprung der „Quantensprung“ ein, also der Mut, etwas anderes, etwas Neues zu wagen, sich auf eine andere Umlaufbahn zu begeben. Immer wieder traut er sich nicht. Er ist einer von jenen Menschen, die immer den zweiten Zug machen können; wenn andere etwas vorschlagen, kann er mitmachen. Selbst die Initiative zu ergreifen, ist ihm extrem schwer. Hier also auf der Couch zu liegen und keine Vorgabe zu bekommen, ist eine kaum zu bewältigende Herausforderung für ihn. In der Schwimmbad-Szene wäre die Gefahr, das Wasser könnte zu flach sein; in der Analyse ist die umgekehrte Gefahr, es könnte zu tief sein, schlage ich ihm vor. „Ah, Sie meinen Tiefenpsychologie! Jetzt kapiere ich, daran hab ich gar nicht gedacht“, ruft er beinahe freudig aus und schweigt kurz.

Jetzt fällt ihm ein zweiter Traum aus der gleichen Nacht ein: „Ich war unter Wasser! Ich erinnere mich, daß ich nach jemandem gesucht habe, der sich versteckt hat und bin ganz tief getaucht. So wie übrigens mein Sohn, der sich auch immer gerne unter Wasser versteckt und sich langsam anschleicht“, fügt er als Tagesrest an. Und dann weiter: „Ich habe mich im Traum ganz frei gefühlt unter Wasser, es war kein Problem, lange nach Luft ringen zu müssen. Das Wasser schimmerte ganz grün und wurde in der Tiefe sehr sehr dunkel.“

Ihm fällt ein, daß er am Vortag mit seiner Frau darüber gesprochen hatte, daß er so schlecht schlafe; sie hatte gesagt, ein gutes Gewissen sei ein sanftes Ruhekissen, auf dem man doch gut in die Schlaftiefe gleiten könne. Das hatte ihn an manche Themen aus der Analyse erinnert, die deutlich werden ließen, wie viele von seinen Aufgaben er tagsüber unerledigt läßt, die ihm dann nachts „auf die Bettdecke“ kommen, wie es seine Frau gesagt habe; das habe so anklagend geklungen.

Ich bemerke nun, wenn er auftauche, dann fürchte er offenbar auch, daß etwas ans Licht komme. Die Metapher des Auftauchens drückt die vertikale Bewegung aus; erst hatte er Angst vor der Tiefe, jetzt ist die Tiefe Zufluchtsort und Versteck. Wir haben es wieder mit zwei Rahmungen zu tun, die dem Wort „auftauchen“ gegensätzliche Bedeutungen geben.

Zu meiner großen Freude sagt er nun: „Im Traum habe ich ja jemanden gesucht, ich glaube, das war ja dann ich“. „Ja, Sie suchen sich“, erwidere ich und wir schweigen. „Ich denke an Gollum aus dem Herrn der Ringe“, erklärt er mir nun. „Ich bin mir schon oft so vorgekommen. Ich nehme nie Stellung, ich sage selten, was ich meine, ich bin irgendwie so glitschig wie Gollum, nicht zu fassen und getraue mich nicht nach oben ans Tageslicht, weil ich meinen Ring verloren habe, der mich unsichtbar machen könnte“. Am Abend hatte er mit Sohn und Ehefrau ein Brettspiel gespielt, das von einem Detektiv handelt, der in London irgendwelche Räuber finden muß. Dann stellt er fest: „So ein Detektiv muß auch untergetaucht bleiben, im Sinne von unerkannt sein, sonst wird seine Rolle zerstört“. Er denkt daran, daß er endlich sein Zimmer aufgeräumt habe. „Alles fühlt sich leichter an, wenn ich das endlich mal mache. Es war gar nicht so schwer, aus dieser Trägheit aufzutauchen“. Ich formuliere nun, dass das Unerledigte offenbar nach unten ziehe. Er antwortet mir, als hätte er die Metaphertheorie verstanden: „Das Schwere, das Beschwerte – mir fällt die Geschichte vom Grafen Monte Christo ein. Da ist doch auch einer aus dem Gefängnis ausgebrochen, indem er sich in einen Leichensack hat einnähen lassen, der mit Steinen beschwert ins Meer geworfen wurde und dann hat er sich daraus befreit. Aber warum ist der eigentlich ins Gefängnis gekommen?“ Soweit ich kann, erinnere ich mich und meine, wegen einer Intrige und zu Unrecht. „Verdammt“, sagt er plötzlich in einer emotionalen Aufwallung. „Als ich selbst acht Jahre alt war, habe ich ein Mädchen in der Schule geärgert, in die ich eigentlich verliebt war! Ich hab sie auf dem Heimweg halt immer an den Ranzen geschubst. Meine Mutter, die das irgendwie mitbekommen hat, hat mich schwer zur Rede gestellt und von mir verlangt, daß ich das nie wieder tun solle. Die Strafe war Fernsehverbot und auch da habe ich mich ja an die Tür gestellt und heimlich aus dem Versteck heraus dennoch beobachtet, was im Fernsehen lief. - Ich bin, glaube ich, nie aus dem Familiengefängnis ausgebrochen“, meint er,

zum erstenmal in echter Bestürzung. „Ich wollte immer der gute Geist in meiner Familie sein und hatte mich immer im Verdacht, eigentlich wäre ich so'ne Art Gollum. Vielleicht stimmt das aber gar nicht?“.

Die mentale und emotionale Bewegung in dieser Stunde war enorm und vor allem plötzlich. Wir sehen reichhaltige Traumbilder und reiche Verwendungen von poetischen metaphorischen Bezügen.

Wir sehen, wie mehrere konzeptuelle Metaphern durch den Prozeß formulierbar werden. Eine davon ist DIE FAMILIE IST EIN GEFÄNGNIS. Diese Metapher war ihm vorher nicht bewußt. Die räumliche Bewegung geht v.a. in die Vertikale. Eine Metapher ist die Tiefe. Sie ist zugleich Versteck und Gefahr. Umgekehrt ist die Bewegung des Auftauchens ebenfalls metaphorisch verdichtet: Es bedeutet, ans Licht zu kommen, aber auch, entdeckt zu werden und weiter, eine Rolle wie die im Detektivspiel aufzugeben. Die eine Metapher für die Identitätskonstruktion lautet ICH BIN EIN DETEKTIV, also einer, der aus seinem Versteck heraus beobachtet, selbst aber unbeobachtet bleibt. Der unbeobachtete Beobachter, der unbewegte Beweger, das ist in der Tradition der Name Gottes; Gollum ist sein Gegenpart. Die Metapher ICH BIN GOLLUM ist damit kohärent, denn er ist jemand, der in der Tiefe lebt und nicht nach oben in die Sichtbarkeit kommen kann. Gollum ist deshalb Inbegriff der Unfassbarkeit. Alles läßt er an sich abgleiten, jede emotionale Bewegung war ihm gleichsam stillgestellt. Soll er springen oder nicht? So drückt das der Traum aus. Gollum ist ja im „Herr der Ringe“ eine sehr zwielichtige Figur. Gierig nach dem machtverleihenden Ring, ist er am Ende doch der Retter, als nämlich der eigentliche Held es nicht schafft, sich von der Kraft des Ringes zu lösen und ihn in den brennenden Schlund zu werfen. Gollum reißt ihm hier gierig den Ring aus der Hand und sein eigener Schwung befördert ihn in den Abgrund. So wird der Böse zum Erlöser von dem Bösen; eine schillernde Figur zwischen Mephisto und Heiland. Just dies war die paradoxe Rolle, die mein Patient sich auf den Leib geschneidert hatte, ausgedrückt im Bild vom Leichensack: nur als emotional Unbewegter, als Toter gleichsam konnte er überleben. Der Name des Grafen Monte Christo spielt auf die religiöse und auf die Schuldthematik noch einmal in anderer Weise an; sich in eine emotionale Leiche zu verwandeln ist die Traummetapher für die paradoxe Bewegung der Selbst-Rettung. Die Traummetapher vom nicht gewagten Sprung im ersten Traum spielt bereits auf dies Dilemma an; die geträumte Metapher ist eine Antwort auf ein ungelöstes Paradoxon.

Das Dramatische an seiner Familiengeschichte erschließt er mir wenige Stunden später, nie zuvor hatte er sich daran erinnert: Er hatte kurz nach der Geschichte mit der Schulfreundin beim Vater in der Nachttisch-Schublade Porno-Heftchen entdeckt und dies der Mutter

gepetzt. Kurz darauf reichte die Mutter die Scheidung ein und er fühlte sich sein Leben lang schuldig an deren Trennung, verpflichtet, ein guter Geist zu sein, unentschieden zugleich, ob er sich wie Gollum in die Tiefe würde stürzen können und ob ein solcher Sturz Rettung oder weiteres Unheil wäre. Er hatte Angst, erneut etwas bewegen zu können.

Wir sehen aber auch die körperlichen Schemata, wie er sich vertikal von oben nach unten und umgekehrt bewegt, wir sehen, welche Kraft er aufwenden muß, um sich von den Beschwernissen nicht vollends in die Tiefe ziehen zu lassen und wir sehen, welches Verbots-Hindernis seine Mutter seiner sich entwickelnden Liebes-Kraft in den Weg gelegt hat. Wir bewegen uns vertikal und horizontal, in der Sprache, im und durch den aufrechten Gang, in den unauflösbaren Paradoxien von Autonomie und Verbundenheit. Wahrheit, so soll es Winnicott einmal gesagt haben, „Wahrheit ist bei uns Menschen nur dann wahr, wenn sie in Form von Metapher und Paradoxon daherkommt“ (Khan 1977, Kindler Tiefenpsychologie III, S. 224)

LITERATUR:

- Bateson, G.;Bateson, M.C.: Wo Engel zögern. Unterwegs zu einer Epistemologie des Heiligen Frankfurt (Suhrkamp) 1993.
- Buchholz, MB: Psychotherapie als Profession. Giessen (Psychosozial) 1999
- Buchholz, MB: Metaphern der Kur. Giessen (Psychosozial) 2003
- Buchholz, MB: Neue Assoziationen – Psychoanalytische Lockerungsübungen. Giessen (Psychosozial)
- Freud, S.: Die Traumdeutung. G.W., Bd. 2/3 Frankfurt (S.Fischer) 1900.
- Freud, S.: Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten. G.W., Bd. 6 Frankfurt (S.Fischer) 1905.
- Freud, S.: Jenseits des Lustprinzips. G.W., Bd. 13, S. 1 Frankfurt (Fischer) 1920.
- Freud, S.: Die Frage der Laienanalyse. G.W., Bd. 14, S. 207 Frankfurt (S. Fischer) 1926.
- Görnitz, T.;Görnitz, B.: Das Bild des Menschen im Lichte der Quantentheorie . In: Buchholz, M.B.;Gödde, G. (Hrsg.): Das Unbewußte in aktuellen Diskursen. Anschlüsse, Band II Giessen (Psychosozial) 2005.
- Görnitz, B.;Görnitz, T.: Das Unbewusste aus Sicht einer Quanten-Psycho-Physik - ein theoretischer Entwurf . In: Buchholz, M.B.;Gödde, G. (Hrsg.): Das Unbewußte in aktuellen Diskursen. Anschlüsse, Band II Giessen (Psychosozial) 2005.
- Holenstein, E.: Von der Hintergebarkeit der Sprache. Kognitive Unterlagen der Sprache Frankfurt (Suhrkamp) 1980.
- Holenstein, E.: Menschliches Selbstverständnis. Ichbewußtsein, Intersubjektive Verantwortung, Interkulturelle Verständigung Frankfurt (Suhrkamp) 1985.
- Holenstein, E.: Menschliche Gleichartigkeit und kulturelle Mannigfaltigkeit. Information Philosophie, 22. Jg. (1994), H. 2, S. 5-15.
- Johnson, M.: The body in the mind: The bodily basis of meaning, imagination and reason Chicago (University of Chicago Press) 1987.
- Lakoff, G.: Women, Fire, and Dangerous Things Chicago/London (The University of Chicago Press) 1987.
- Lakoff, G.: Moral Politics. What Conservatives Know That Liberals Don't Chicago/London (University of Chicago Press) 1996.

- Lakoff, G.: Don't Think of an Elephant! Know your values and frame the debate. The essential guide for progressives Vermont (Chelsea Green Publishing Company) 2004.
- Lakoff, G.;Johnson, M.: Metaphors We Live By Chicago (University of Chicago Press) 1980.
- Lakoff, G.;Johnson, M.: Leben in Metaphern - Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern (engl. 1980) Heidelberg (Carl-Auer) 1998.
- Lakoff, G.;Johnson, M.: Philosophy in the Flesh. The Embodied Mind and Its Challenge to Western Thought New York (Basic Books) 1999.
- Lakoff, G.;Kövecses, Z.: The cognitive model of anger inherent in American English . In: Holland, D.;Quinn, N. (Hrsg.): Cultural models in language and thought Cambridge/London/New York (Cambridge University Press) 1987.
- Lakoff, G.;Nunez, R.E.: Where Mathematics comes from. How the Embodied Mind brings Mathematics into Being New York (Basic Books) 2000.
- Lakoff, G.;Turner, M.: More than cool reason: A field guide to poetic metaphor Chicago (University of Chicago Press) 1989.
- Quinn, N.: Commitment in American marriage: A cultural analysis In: American Anthropologist, 9. Jg. (1982), S. 775-798.
- Quinn, N.: Convergent evidence for a cultural model of American marriage . In: Holland, D.;Quinn, N. (Hrsg.): Cultural models in language and thought Cambridge/London/New York (Cambridge University Press) 1987.
- Quinn, N.;Holland, D. (Ed.): Cultural models in language and thought Cambridge/London/New York (Cambridge University Press) 1987.
- Quinn, N.;Holland, D.: Culture and cognition . In: Holland, D.;Quinn, N. (Hrsg.): Cultural models in language and thought Cambridge/London/New York (Cambridge University Press) 1987.
- Radkau, J.: Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler München/Wien (hanser) 1998.
- Stern, D.N.: The Present Moment in Psychotherapy and Everyday Life New York/London (W.W. Norton & Company) 2004.
- Tomasello, M.: Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens. Zur Evolution der Kognition Frankfurt (Suhrkamp) 2002.
- Tomasello, M.: The Key Is Social Cognition . In: Gentner, D.;Goldin-Meadow, S. (Hrsg.): Language in Mind. Advances in the Study of Language and Thought Cambridge, London (MIT-Press) 2003.
- Tomasello, M.: Constructing a Language. A Usage-Based Theory of Language Acquisition Cambridge,Mass.;London (Harvard University Press) 2003.
- Whitehead, A.N.: Wissenschaft und moderne Welt Zürich (Morgarten-Verlag) 1925/1949.